

dtv

Ursula
Fricker



LÜGEN
VON
GESTERN
UND
HEUTE

Roman

dtv

Dies ist ein Roman. Figuren und Begebenheiten
entspringen der Fantasie der Autorin.
Eventuelle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder
tatsächlichen Begebenheiten sind rein zufällig.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Originalausgabe
© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München, 2016
Gesetzt aus der Concorde 9,15/13,9
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28073-0

SIE HATTE IHN KAUM GEKANNT. Sie hatte ihn gekannt, wie man einen Fremden kennt, dem man vertraut, weil man ihn nicht kennt. Bis es fast zu spät war, hatte sie überlegt, ob sie nicht besser zu Hause bliebe, ob es nicht reichte, wenn sie an ihn dächte, und als es schon fast zu spät war, ging sie doch noch los.

In der Hand eine gelbe Blume, stand Beba am Eingang des Friedhofs und wusste nicht, wohin sie sich wenden sollte. An der Straße parkten Streifenwagen und Limousinen, Menschen waren keine zu sehen. Auf's Geratewohl nahm sie den breiteren Weg, die Allee, vielleicht waren es Linden, vielleicht Platanen, vielleicht verwechselte sie wieder die Namen. Der Wind sauste in die jungen Blätter, und erst als die Allee schon fast zu Ende war, sah sie linker Hand den engsten Familienkreis stehen, ein dunkler Pulk aufgespannter Schirme, eben hatte es wieder zu schütten begonnen. Sie duckte den Kopf zwischen die Schultern, der sandige Weg war aufgeweicht, in den Siegeln von Schritten glänzten unzählige kleine Pfützen, getrieben vom Wirbel der Tropfen sah es aus wie eine steigende Flut, in der sich kurze Wellen gegeneinander brachen.

Sie stellte sich in die hinterste Reihe. So flüchtig wie sie Otten gekannt hatte, konnte ihr Platz nur in der hintersten Reihe sein. Cecilia, seine Frau, hatte sie eingeladen; er hätte gewollt, dass sie komme, mit dem Handrücken strich Beba sich den Regen aus dem Gesicht.

In einer anderen Gegend, zu einer anderen Zeit hatte Beba oft an Gräbern gestanden, an Gruben, in denen grob gezimmerte Holzsärgel lagen. Gefasst darauf, selber gleich dort unten zu liegen, glitten die Blicke der Trauernden nervös über den matt schimmernden Granit der Berge rings, suchten die schattigen Rinnen der Felsen nach helleren oder dunkleren Punkten ab, nach kleinsten Bewegungen oder Lichtreflexen, nach Zeichen, die sie hätten warnen können – wissend, dass keiner von ihnen schnell genug sein würde.

Fassungslos stehen wir an diesem Grab, sagte der Pfarrer, und begreifen nicht. Immer und immer wieder fragen wir uns, wie jemand so weit gehen konnte.

Die Antwort ging im scharfen Pfeifen einer Rückkopplung unter, der Pfarrer fuhr ohne Verstärkung fort, er gab sich Mühe, laut und deutlich zu sprechen, trotzdem verstand Beba nicht mehr, was er sagte. Ein paar Minuten später war der Wolkenbruch vorbei, die Sonne kam heraus, vom Blattwerk flirrend gemustert, dampfte sie die Nässe aus den Wegen, aus den Schirmen, aus dem moosigen Stein der Grabmale. Ein Trio spielte auf, eine seichte jazzige Melodie, etwas, das ihm nicht gefallen hätte.

Als Beba an der Reihe war, gab sie Cecilia und den Kindern die Hand, sie warf die Blume auf den Sarg und ein Schälchen voll Erde hinterher. Ohne noch jemanden anzusehen, wandte sie sich um und ging davon.

Eine junge Frau stand ihr im Weg, vorne beim Eingang.

Mit einem nass gewordenen Feuerzeug versuchte die Frau eine nass gewordene Zigarette anzuzünden, eine Anstrengung

lag in dieser Bewegung, wie der Daumen auf das Feuerzeug drückte und drückte und drückte, klick, klick, klick. Kurz zögerte Beba, kurz trafen sich ihre Blicke. Anderswo hatte Beba diese Frau schon einmal gesehen, etwas an ihr hatte sie schon damals an Zeisler erinnert, sie nickte ihr zu und ging weiter.

VOR EINEM JAHR ETWA war Zeisler zum ersten Mal zu ihr gekommen. Er kam über Mittag, dreimal klopfte er an die Tür. Er versuchte nicht zu erklären, warum er zu ihr kam, er kam einfach. Als wäre er schon oft bei ihr gewesen, zog er sich die Schuhe aus, die Jacke, schob das Geld unter die Lampe auf dem Nachttisch und verschwand ins Bad. Beba hörte ihn unter der Dusche pfeifen, einzelne getragene Töne, die kein Lied ergaben.

Nackt setzte er sich aufs Bett und schaute sie an. Beobachtete sie. Jede ihrer Bewegungen schien von ihm auf eigenartige Weise begriffen zu werden. Ernsthaft, nicht gierig.

Luna, sagte er, das ist aber nicht dein richtiger Name?

Aus seinem Mund klang es, als wäre es ihr richtiger Name. Sie lag auf dem Rücken. Er legte ihr die Hand auf den Bauch. Noch verriet kaum etwas seine Erregung. Nicht seine Körperhaltung, nicht seine Mimik, nicht einmal seine Augen. Vielleicht nur seine Ruhe. Er erzählte ihr, dass er Lehrer sei, dass er eine Tochter habe, die Isa heiße, Isabel, eine Tochter, etwa in Bebass Alter. Er hätte ihr das nicht erzählen müssen. Sie strich ihm über das graue Brusthaar, alles an ihm roch nach

Seife. Er hatte keine besonderen Wünsche. Danach stand er auf, zog sich an und fragte, ob er wiederkommen dürfe.

Sie blieb liegen, lange.

Sie war ein schmaler Ton im eigenen Ohr, ein Ton, der gerade noch zu hören war. Dort, wo Beba herkam, waren Töne nie knapp. Töne wie Wünsche. Manche laut, bunt und schrill, andere eher dunkel murmelnd, manche waren kaum zu hören. Keiner der Wünsche ging in Erfüllung, im Gegenteil, ihr Vater wünschte sich um Kopf und Kragen.

Hätte er an dem Abend nicht gespielt, sagte ihre Mutter, lebte er noch. Hätte er nicht gespielt an jenem Abend, sagte die Großmutter, hätten sie einen Bogen ums Dorf gemacht.

Das eine hatte mit dem anderen nichts zu tun.

Ihr Vater, der abends, während die Mutter und die Großmutter fernsehen wollten, Klavier spielte. Sie maulten, sie drehten den Ton lauter. Er bleibe nur ein Mensch, sagte er, wenn er sich abends ans Klavier setzen könne.

Immer begann er mit der *Staschuka*, einem Schlaflied aus seiner Heimat. Dann allmählich mogelten sich bluesige Fetzen in die friedliche, etwas traurige Melodie. Schallendes Gelächter spottete der Trauer, treibende Rhythmen lösten die getragenen ab. Er spielte den Blues, er spielte ihn jazzig, er improvisierte, seine Vorbilder waren verewigt auf den alten Platten, die er hütete wie einen Schatz. Champion Jack Dupree, Bill Evans, Jarrett. Er mischte deren Ideen mit eigenen Einfällen, unfassbar geschickt glitten seine Finger über die Tasten, manchmal sprangen sie übermütig von einer Seite zur anderen, hüpfen, strichen, tippelten, hämmerten, als wären

dies keine Finger mehr, sondern abtrünnige, aufsässige Gesellen, die dem alten Klavier aberwitzige Antworten entlockten. Er kaute, während er spielte, und wenn er zu singen begann, erschrak Beba, so fern schien diese Stimme dem Vater zu liegen, den sie kannte. Dann übernahmen die Finger wieder, raue, harsche Töne mischten sich unter weiche – zornige Farben trumpften auf, behaupteten sich, wichen nach einem wilden Ritt den versöhnlichen, harmonischen, und immer, immer endete sein Spiel unfertig.

Nachdem er den Tastenläufer ausgerollt hatte, ging ihr Vater noch einmal in den Stall, um vor der Nacht die letzte Ladung Futter zu verteilen.

So oder so machten sie an jenem Abend keinen Bogen ums Dorf.

Im Feuerschein leuchteten ihre Gesichter wie von innen. Gesichter, die Beba zu kennen glaubte. Sie wollte hinaus, um den Vater zu suchen. Sie wollte wissen, ob sein Gesicht auch plötzlich von innen heraus leuchtete. Ob er ein Sturmgewehr im Arm hielt, behutsam wie einen Strauß langstieliger Rosen. Es nahm, umdrehte und mit dem Kolben Türen einschlug. Ihre Mutter hielt sie zurück.

Die Uhr an der Wand maß die kürzer werdende Zeit zwischen den Schlägen. Die Uhr an der Wand hatte lange, schlanke Zeiger. Beba stieg auf einen Stuhl, krümmte die Zeiger und brach sie ab. Die Uhr tickte weiter. Ihre Mutter schlug ihr ins Gesicht. Mit dem Handrücken wischte sich Beba das Blut, das ihr aus der Nase kam, über Wange und Mund. Sie wollte hinaus, nach dem Vater suchen. Die Großmutter nahm sie an der Hand und zerrte sie in den letzten Winkel des Hauses,

in die hinterste Kammer und sperrte sie dort ein. Zum Schutz oder zur Strafe. Beba hörte, wie sich die Schritte der Großmutter entfernten. Zipo bellte ununterbrochen. Schüsse fielen, Holz krachte, Scherenschnitte hingen am Fenster, eine Sonne, Sterne, eine Sau, die von einem Mädchen mit dem Stock getrieben wurde, ein friedliches Bild gegen das Feuer draußen, gegen die zerstiebende Welt, zurück blieben gellend glühende Bilder. Zipo hatte aufgehört zu bellen.

Sie erinnerte sich nicht, wie lange sie eingesperrt war. Tag oder Nacht und ein neuer Tag. War es hell, war es endlich still. Beinahe hätte sie ihre Mutter nicht wiedererkannt, als sie kam, sie zu befreien. Als hätte sie dünnen Kaffee geweint, glänzten merkwürdig schmutzige Tränen auf ihrem Gesicht. Auch die Großmutter war weniger als vorher. Wie erlegt hingen die Körper an den beiden Frauen, wie lange abgehängenes Rindfleisch, rot und trocken und tot.

Der Vater war immer noch fort, und Koni, ihr einarmiger Onkel, fuhr mit dem Traktor drüben auf der Wiese hin und her. Wo das Klavier gestanden hatte, lagen ein Haufen zerbrochenes Holz und Saiten und Schrauben, weiße und schwarze Tasten, dazwischen der grüne Tastenläufer. Beba zog ihn vorsichtig heraus, sie roch daran, sie schlang ihn sich um den Hals. Mit dem Beil hackte ihre Großmutter die Splitter klein, Stück für Stück schob sie das Klavier durch die enge Öffnung des Holzherdes ins Feuer, es knisterte lustig und wärmte.

Beba rannte hinaus. Neben der Haustür lag Zipo, der Hund. Auf dem Hof lag ein Kalb. Das Blut war rot, die Fliegen waren schwarz. Der Stall war nicht mehr gefüllt mit Kühen und Heu, er war gefüllt mit schwelendem Schutt und vielleicht den Resten ihres Vaters. Sie ging zur Wiese. Koni saß auf dem roten Traktor und mähte Gras für die Kühe, die nicht mehr

lebten. Stur blickte er geradeaus. Auf den gemähten Bahnen hinter dem Traktor staksten rotbeinige Störche und packten mit roten Schnäbeln die aufgescheuchten Mäuse. Koni stoppte und stieg vom Traktor. Mit seinem Arm hob er Beba auf die Radkappe, legte ihre Hände an den Rahmen, drückte ihr die Finger zu. Auf den Wiesen stand das Gras saftig und grün. Es fiel unter den Messern in dichten Büscheln. Nah und fern brannten die Höfe. Die Sonne schien. Beba sah Koni von der Seite an, sein gutes fuchsiges Gesicht, die Sommersprossen, die Fältchen in den Augenwinkeln, die Grube in seiner Wange, die sich jetzt, als er den Kopf drehte, um sie anzusehen, etwas vertiefte. Die schorfige, kräftige, einzige Hand Konis am Lenkrad. Diese Hand, die jetzt etwas unbeholfen ihre Kinderhand nahm, sie kurz drückte. Die Finger, die Faust. Der nackte braune Oberkörper mit dem Haargestrüpp auf der Brust. Er roch nach Schweiß und Sonne und Rauch. Dieser Koni, den sie doch kannte, seit sie denken konnte, der sie hatte aufwachsen sehen, der sie getröstet hatte, wenn sie hingefallen war. Der Einzige, der sie selbst jetzt noch zu trösten vermochte, weil er sie nicht trösten wollte, weil er nur tat, was er immer schon getan hatte, Traktor fahren, Gras mähen. Dieser Koni hatte plötzlich ein Soldatengesicht.

Der Staubsauger, das Poltern des Schlittens entlang der Fußleisten im Flur, holte Beba zurück ins Lola. Es klopfte, die Tür ging auf, und schon stand Manuela im Zimmer.

Och, was machst du denn noch im Bett um diese Zeit.

Ich arbeite, sagte Beba.

Sie lachten. Manuela war der gute Geist des Lola. Sie war knorrig und derb, auf dem Kopf trug sie eine gewaltige rot gefärbte Haarmasse, zusammengehalten von einem Tuch, sie

putzte, sie wusch, sie kochte. Sie füllte Handtücher auf, Seife nach, sie schippte im Winter den Schnee vom Bürgersteig, sie war da, wann immer man sie brauchte.

Bist du krank?, fragte Manuela.

Beba schüttelte den Kopf, nur letzte Nacht keine Augen zugetan.

Kaum ein Auge zugetan, heißt es, sagte Manuela, oder kein Auge zugetan.

Kaum ein Auge zugetan, sagte Beba übertrieben deutlich.

Ich saug dann später, sagte Manuela.

Gegen Abend erst würde der nächste Gast kommen.

Vor drei Jahren hatte Beba am Flughafen auf den Mann gewartet, der sie zu sich eingeladen hatte. Er kam nicht. Den ganzen Tag lang wartete sie, während allmählich zur Gewissheit wurde:

Niemand wird kommen, dich abzuholen.

Sie war nicht unglücklich darüber.

Nur wusste sie nicht, wo sie hin sollte.

Nur wollte sie nicht zurück.

Lange genug hatte Beba auf eine Gelegenheit gewartet zu gehen. Weg aus ihrer Heimat, weg von den Übriggebliebenen, weg vom dichten Schweigen der Mutter, der Großmutter. Alles, was noch da war, wenn noch etwas da war, hatten sie zerschwiegen.

Stefan, so hieß er. Mit dem Fahrrad war er über die Landstraße aus den Bergen herunter in ihr Dorf gekommen. Mit riesigen Gepäcktaschen rechts und links, mit einer schneeweißen Taube auf der Brust seines blauen Shirts. Wo vor dem Krieg Häuser aus Lehm und Holz gestanden hatten, verfielen

schnell und billig hochgezogene Betonskelette, ohne je bewohnt gewesen zu sein. Wo vor dem Krieg Ordnung gewesen war, stapelten sich verbrannte Balken, Ziegelsteine, ausgeschlachtete Autos, Mist und Müll. Das Ortsschild war zerschossen und das Bushäuschen. Viele waren geflohen, wohl in der Hoffnung, einmal zurückzukehren, hatten sie Fenster und Türen ihrer Häuser mit Brettern vernagelt.

Stefan fragte, ob er bei ihnen seine Wasserflasche auffüllen dürfe. Beba wunderte sich, dass er Brocken ihrer Sprache konnte. Freunde in der Hauptstadt, sagte er. Die Hauptstadt war weit weg. Seit zwei Wochen sei er unterwegs. Mit Händen und Füßen und dem bisschen Englisch, das sie in der Schule gelernt hatte, unterhielten sie sich. Beba führte ihn zum Brunnen im Hof. Er fragte, ob sie jemanden wisse, der vielleicht ein Zimmer habe für ihn, für ein paar Nächte, er bezahle natürlich dafür.

Beba blickte ihn ungläubig an. Sieh dich um, willst du hier wirklich bleiben? Neben dem Brunnen standen vier gefüllte Wasserkanister. Sie nahm in jede Hand einen, bedeutete Stefan, es ihr gleichzutun, dann trugen sie das Wasser hoch in die Küche zu ihrer Mutter und ihrer Großmutter. Beba fragte, ob sie ein Zimmer hätten für den hier, für ein paar Nächte, er bezahle dafür. Die beiden Frauen sahen sich an, die Großmutter nickte, die Mutter nickte und nannte dann einen viel zu hohen Preis. Stefan zuckte nicht mit der Wimper. Er freute sich über den alten Holzherd in der Küche, er freute sich über den kaputten Traktor im Hof und über die Hühner und Gänse, die im ganzen Dorf frei herumliefen. Er blieb eine ganze Woche.

Jeden Morgen um sechs Uhr stand er auf und wusch sich Haare und Oberkörper draußen am Brunnen. Dann setzte er sich mit gekreuzten Beinen auf einen Stein am Rand der Wie-

se, legte die Hände auf die Knie und schloss die Augen. Dunja, die Kuh, stand hinter ihm und käumte wieder.

Später begann er, Abfall einzusammeln, klaubte Plastiktüten aus den Zweigen der Sträucher und Bäume, las Dosen und Glasscherben auf. Er hackte Holz, half den Stall auszumisten, trug Wasser, setzte den Generator in Gang, wenn mal wieder der Strom ausgefallen war. Für eine Woche vergaßen sie die Männer, die seit ihres Vaters und Konis Tod in ihrem Haushalt fehlten.

Ihr wisst gar nicht, sagte er, wie gut ihr es habt.

Hatte sie ihn richtig verstanden?

Sie ging ihm aus dem Weg und war froh, als er sein Fahrrad wieder bepackte, allen die Hand gab und sich bedankte. Wofür? Als hätte er nur eine kurze Pause gemacht, fuhr er weiter Richtung Tal. Sie blickte ihm nach, sah, wie das Fahrrad auf der sandigen Piste schlingerte und er es nur mit Mühe wieder unter Kontrolle bringen konnte. Sah ihn noch als dunkles staubiges Pünktchen weit unten, wo die Straße eine scharfe Kurve um einen Felsen machte. Sie wandte sich um und ging zum Brunnen. Und schon als sie den ersten leeren Kanister unter den Wasserhahn stellte, hatte sie ihn vergessen.

Er aber konnte sie nicht vergessen. Als die Tage schon kurz und kalt geworden waren, kam ein Brief. Dann noch einer, noch einer. Kreuz und quer beschrieben, mit Fotos und Zeichnungen, manchmal klebte er Vogelfedern darauf oder Herbstblätter. Antworte ihm, sagte Bebas Mutter, und sie antwortete ihm. Im fünften Brief lud Stefan sie zu sich ein, im siebten schickte er ihr ein Ticket, etwas Geld und ein Papier, das ihr erlaubte, in seinem Land Ferien zu machen.

Seit Beba wusste, dass sie gehen würde, sah sie überall die zaudernde Zeit. Alle, die bleiben mussten, taten ihr leid.

Im Pass, zwischen den hinteren Seiten, steckte das Papier. Eine Weile blickte sie auf Stefans Adresse, die Buchstaben und Zahlen, die einen Ort bezeichneten, der ihr fremder schien als die Gänge des Flughafens. Mit dem Rest Geld könnte sie sich eine Busfahrkarte kaufen. Was hielt sie davon ab, an den einzigen Ort zu gehen, an den sie gehen konnte? Das einzufordern, was ihr versprochen war: eine Zukunft.

Sie faltete das Papier zusammen, faltete es winzig klein und schob es tief in die Tasche ihrer Jeans. Sie vertrieb sich die Zeit, sie überlegte, was sie tun sollte. Vielleicht wäre es besser, den Flughafen zu verlassen, damit er, käme er doch noch, sie nicht fände. Das Licht war gelb und warm. Wo sie herkam, waren die Lichter blau und hart. Alle Gesichter wurden unter diesen Lichtern blau und hart.

Katjana sprach sie spät am Abend an.

Mädchen, sagte sie, worauf wartest du?

Beba zuckte die Schultern, sie verstand nicht, was wollte die Frau, war sie von Stefan geschickt, seine Mutter vielleicht? Sah man Beba die Gegend an, aus der sie stammte?

Komm, sagte Katjana, jetzt auf Englisch, kannst bei mir schlafen.

Lag es an ihrer Kleidung, an der Frisur? Waren in diesem Land ausgesetzte Menschen so selten, dass man sie noch bemerkte? Warum sollte sie dieser Frau vertrauen? Warum nicht? Wäre ein Hauseingang besser, ein Unterschlupf in einem Keller irgendwo? Und morgen und übermorgen? Katjana wartete. Sie stützte sich auf den Griff ihres Rollkoffers, sah hinüber in die große, leerer werdende Halle, Schalter um Schalter wurde geschlossen, etwas gelangweilt wirkte sie, nicht ungeduldig. Schließlich stand Beba auf, nickte und folgte Katjana auf den Parkplatz zu ihrem Auto.

Sie hatte kaum etwas dabei, oder alles, was sie hatte, trug sie in sich.

Sie habe Glück gehabt, sagten später die anderen.

Das erste Mal sich ausziehen vor einem fremden Mann, wie sollte das gehen? Beba fühlte sich schlampig und schmutzig bis ins Mark, mit abgewandtem Gesicht knöpfte sie sich die Bluse auf, sie fror, sie zitterte. Das letzte Fetzen Stoff, das letzte Fetzen Würde und dann der ganze Rest. In fürchterlich einsamer Angst legte sie tapfer ihren Körper aufs Bett. Als wäre er nur ein allerletztes Kleidungsstück, warm noch und duftend. Du musst in ihnen etwas Armes sehen, sagte Katjana, etwas Bedürftiges.

So wollte sie es machen, genau so. Konnte sie aber nicht. Während sie die schwammige, schweißige Haut anfasste, während die Finger der Gäste über ihre Brüste griffen, fühlte sie sich selber bedürftig.

Beba war nicht schön. Zu schräg war ihr Mund, die beiden Gesichtshälften wirkten verschoben. Ihr Haar war nicht blond, sie trug kein die Taille eng schnürendes Korsett, keine langen Fingernägel, keine falschen Wimpern. Dennoch fragten viele der Gäste nach Luna. Schief wurden die Blicke der Frauen, der anderen Frauen, wenn einer, statt für sie, sich wieder für Luna entschied.

Das Geld, das Luna verdiente, schickte Beba nach Hause. Was ihr nach Abzug von Katjanas Anteil noch blieb, gab sie aus für Wünsche: Sie nahm Klavierstunden, sie sparte auf ein eigenes Klavier.

ISA RASTE. Noch einmal nach Hause wollte sie, paar Sachen holen, Schluss machen. Die Alleebäume spalteten das Mondlicht. Aber statt nach Hause zu fahren, bog sie auf die Autobahn. Sie wollte nichts mehr mit ihren Eltern zu tun haben. Geh nicht, hatte Arturo gesagt, lass ihnen doch ihr spießiges kleines Leben. Als ob sie ihnen das Leben nehmen wollte. Einmal um die Stadt herum, nachdenken, beim Autofahren konnte sie nun mal am besten nachdenken. Auf dem Beifahrersitz lagen noch Arturos Zigaretten. Sie klaubte eine aus der Packung, steckte sie sich zwischen die Lippen, drückte den Feueranzünder rein. Klack. Sie rauchte nicht oft, der erste Zug schmeckte scharf, sie musste husten. Ein leichter Schwindel, der rasch vorbeiging. Langsam wurde sie ruhiger.

Mein Gott.

Ihr Handy klingelte, auf dem Display stand: Mama. Seit Isa bei Arturo wohnte, rief Sabine jeden Tag an. Isa drückte sie weg.

Bevor sie Hans, Linda und Arturo kennengelernt hatte, war Isa nichts. Sie hätte alles sein können und war nichts. Sie ging zur Uni und von der Uni nach Hause. Sie hatte Freunde, aber traf sich selten mit ihnen. Sie tippte Nachrichten in ihr Smartphone und wartete auf Antworten. Sie reiste nach Marokko und fotografierte sich mit Kamelen. Sie schickte sich und die Kamele in die Welt hinaus und wartete. Jemand war nach Indien gefahren und schickte sich mit Tigern. Was waren Kamele gegen Tiger?

Sie enttäuschte Sabine und Erich. Weder gute Noten erwarteten sie noch Karriere, nichts dergleichen. Sie erwarteten Leidenschaft, Hingabe. Mir ist wurscht, sagte Sabine, wofür du dich entscheidest, Jura, Kunst, von mir aus kannst du auch

Friseurin werden, aber wenn du dich für etwas entscheidest, dann tu es bitte mit ganzem Herzen.

Aber Isa hatte kein Herz.

Du vergeudest dich, sagte Sabine.

Lass mich, sagte Isa.

Schau mich an, sagte Sabine. Nie siehst du mir offen in die Augen, immer ist dein Blick ein bisschen krumm, verschattet, immer drehst du dich weg.

Zu einem selbstbestimmten, sensiblen, freien Menschen erziehen wollten ihre Eltern ihr einziges Kind. Zu einer Persönlichkeit, zu einer starken Frau. Frauen, wie sie ihre Mutter bewunderte, Frauen, die sich einem Lebenswerk hingaben. Sabine hatte sich an Erich gegeben und später an Isa, aber Mann und Kind ergaben in Sabines Augen nur Stückwerk.

Wie ein Tierchen kam sich Isa vor, getrieben in ein weit offen stehendes Gatter. Ein Gatter, das nur jenen offen stand, die etwas ganz Besonderes waren. Wenn Sabine schon nichts Besonderes war. Dabei sah ihre Mutter aus, als wäre sie etwas Besonderes mit ihrem dunklen Haar, den dunklen Augen. Eigentlich sah sie aus wie eine Flamencotänzerin, dabei hatte sie überhaupt kein spanisches Blut. Immer, wenn neue Bekannte es nicht fassen konnten, dass jemand, der so aussah wie Sabine, kein spanisches Blut haben sollte, sagte sie, dafür habe sie Romablut, und lachte dieses besondere Lachen, das ein bisschen klang, als würde es extra für ein Publikum fabriziert.

Isa hatte in einem Hauseingang Schutz gesucht vor dem Regen, als Hans und Linda hereingestürzt kamen. Linda riss sich die Maske vom Gesicht und übergab sich in einer Ecke des dunklen Flurs, während Hans, noch maskiert, ihr die Hand hielt, leise vor sich hin fluchte und ständig durch

die große Scheibe nach draußen spähte. Kurz darauf rannten mehrere Polizisten vorbei. Runter, zischte Hans und drückte Linda in die Ecke, Linda übergab sich wieder.

Sie sind weg, sagte Isa.

Hans zog sich die Maske vom Kopf, na super, sagte er, diese Arschlöcher, waren sie hinter dir auch her?

Isa zögerte, nickte dann, ja, war echt knapp.

Linda spuckte noch einmal aus und wischte sich dann mit dem Ärmel über den Mund.

Kommst du heute Abend ins Momo?, fragte Hans und nestelte ein Flugblatt aus der Jackentasche, wir brauchen jeden.

solidarität mit tessa stand da fett und quer auf dem Fetzen Papier, *21uhr22mai13, im momo, bogen 33* klein darunter.

Erst kam es für Isa gar nicht infrage dort hinzugehen. Dann aber, abends, stand sie doch genau dort, am toten Ende der Bogenstraße vor einer aufgelassenen Fabrik. Kr.tschmar & Sö.ne .chuhw.rk war über dem Eingang zu lesen, wie eine mächtige Villa kam Isa der marode Bau vor, Backstein, Giebeldach, Gauben. Moderne Dachfenster und ein klotziger Anbau linker Hand, verschandelten den eleganten Anschein. Hoch bis zum zweiten Stockwerk zogen sich Graffiti, die Farben auf dem gelben Klinker wirkten matt, Türen und Fenster waren verwehrt mit riesigen Spanplatten. Sie wartete. Zwei Frauen kamen. Sie musterten Isa von oben bis unten. Isa traute sich nicht zu fragen. Was hätte sie fragen sollen? Ist hier das Momo? Wo gehts denn rein? Wer hier herkam, der gehörte dazu, dem war alles klar, der hatte keine Fragen zu stellen.

Durch eine Stahltür in den Resten der angrenzenden Mauer traten die Frauen ein. Isa folgte ihnen. Während sie quer über einen weiten Hof gingen und dann eine steile Treppe hinun-

ter in einen Keller stiegen, drehte sich eine der Frauen immer wieder um. Isa tat so, als wüsste sie, wo es langgeht.

Der Raum war niedrig, groß und noch ziemlich leer. Laute Musik, Fünzigerjahre-Sofas, Sessel und Nierentischchen standen zwischen Bar und Bühne. Kerzen brannten, sie machten den Raum nicht gemütlicher. Über der Bühne hing ein Transparent: *SOLIDARITÄT MIT TESSA*. Tessa, das hatte Isa inzwischen recherchiert, war in Italien verhaftet und vor einer Woche an die Bundesrepublik ausgeliefert worden. Vor über dreißig Jahren, wurde ihr vorgeworfen, soll sie bei einem Überfall einen Bankbeamten erschossen haben. *TESSA, DEIN KAMPF IST UNSER KAMPF* stand auf einem anderen Transparent, Faust, schwarz-roter Stern. Das alles klang kriegerisch und ernst, und Isa fühlte sich angestarrt, gemustert, taxiert. Sie sah an sich herunter. Statt Lederjacke, Jeans und Stiefeln, trug sie Stoffhose, Bluse, Blazer und viel zu feine Schuhe. An der Kleidung, dachte Isa, sieht man, wer was ist – am liebsten hätte sie sich das Zeug vom Leib gerissen. Sie stellte sich an die Bar und bestellte ein Bier, sie versuchte mit ihrer Haltung wettzumachen, was die Kleidung versaute.

Allmählich füllte sich das Lokal. Je mehr Menschen um sie standen, desto weniger preisgegeben fühlte sich Isa. Sie suchte den Raum nach Hans ab, nach Linda. Am anderen Ende der Bar stand Hans, sie ging zu ihm.

Wie siehst du denn aus?, fragte er.

Uni, sagte sie, ist das wichtig?

Hans zuckte die Schultern. Linda kam auf sie zu.

Hi, sagte sie. Dass sie dich überhaupt reingelassen haben, lachte sie, so wie du aussiehst.

Eine der Frauen von vorhin war jetzt hinter der Bar, Motte, rief Hans, und hob zwei Finger. Motte nickte knapp und